

ANPIFF IN 275 TAGEN

Tritt gegen den Versfuß

Das Weltkulturerbe 2006 findet in Deutschland statt: die WM. Reden wir über Fußball.

Albert Ostermaier schrieb einst die schöne „Ode an Kahn“, aber die dürfte neben Peter Handkes „Mannschaftsaufstellung des 1. FC Nürnberg vom 27.1.1968“ das einzige Fußball-Gedicht deutscher Fertigung sein, dem national Beachtung geschenkt wurde. Auch lyrisch geht England mal wieder in Führung, wie die WM-vorbereitend im Berliner British Council durchgeführte Veranstaltungsreihe „House of Football and Culture“ deutlich macht.

Dort gibt es in Gestalt der 35-jährigen Sarah Wardle eine echte Hofdichterin, die Fußball, WM und Völkerverständigung zum Gegenstand klassischer Poeme macht. Wardle repräsentiert damit eine erstaunliche britische Dichter-Offensive der Spielfreude und Schlagkraft. Eifmter mögen die Engländer nicht so gut beherrschen, dafür aber Penta- und Hexameter. Zumindest bei Sarah Wardle ist das der Fall, die von ihrem Heimatverein Tottenham Hotspur als „Poet-in-Residence“ angeworben wurde, der das Treiben auf dem Platz mit gezielten Versfüßtritten in mythologische Zu-

sammenhänge bringt. Wie ein Gedicht lebe auch der Fußball von einer Kombination aus Leidenschaft, Klarheit, Gesetzen und deren kreativer Auslegung, meint die Dichterin. Die Absichtsregel könne man etwa gut mit dem hochkomplizierten Bauplan einer Sestine vergleichen, jener enorm vertrackten Gedichtform, gegen die das Erlernen der ballorientierten Raumdeckung ein Kindergeburtstag ist. Einfacher sei die Verbindung zwischen Dichtkunst und Fußball aber auf jeden Fall, wenn man sich anschaut, wie jambische Kurven-Gesänge zum natürlichen Ausdruck der Fans geworden seien, gibt Wardle zu.

Sie hat bereits einige Gedichte verfaßt, die vom kontinental-europäischen Einfluß künden. Etwa eine Brecht-Hommage. Auch von ihrem persönlichen Dream-Team hat Sarah Wardle eine klare Vorstellung: Der knurige Schotte Robert Burns gehöre ins Tor, der kreative Kopf William Shakespeare ins zentrale Mittelfeld und der Ire William Butler Yeats in den Sturm. Goethe und Rilke seien zwar auch nicht schlecht, kämen bei ihr aber nicht zum Einsatz, sagt die Britin. Wer jetzt keinen Dichter hat, wird nicht Weltmeister. *Josef Engels*

ORIGINALE

Preservation Hall

Nun die gute Nachricht für alle verzweifelten Jazz-Liebhaber: Die legendäre Preservation Hall im French Quarter, im Zentrum des überfluteten New Orleans, ist von der Zerstörung durch „Katrina“, den Hurrikan, verschont geblieben. Das teilte der Verband Amerikanischer Museen mit. Demnach erlitt das 255 Jahre alte Gebäude nahe Bourbon Street und nur drei Straßen vom Mississippi entfernt keine nennenswerten Schäden.

Einmal als Wohnhaus erbaut, war die Preservation Hall 1961 zu einer Art Tempel des New Orleans Jazz umgewidmet worden, den Veteranen noch in den neunziger Jahren Abend für Abend mit dem ursprünglichen Sound füllten. An den Wänden waren die Größen des Jazz abgebildet, von Louis Armstrong bis Dizzy Gillespie.

Auch das Hogan-Jazz-Archiv der Tulane Universität mit einer der größten Sammlungen über die Entwicklung der Musik hat

den Hurrikan nach Angaben des Kurators Bruce Raeburn allem Anschein nach gut überstanden. Dagegen verwüstete „Katrina“ einige Abteilungen des in der Nähe der Preservation Hall gelegenen Staatlichen Museums von Louisiana, in dem unersetzliche Trophäen des klassischen Jazz aufbewahrt waren. Ebenfalls in Mitleidenschaft gezogen wurde die Jazzsammlung von Instrumenten, Filmen und Fotografien der Old U.S. Mint im French Quarter, deren Dach laut Bestandsaufnahme des Museumsverbandes im Sturm Schaden nahm.

Insgesamt liegen 126 Institutionen, Museen und Archive in der Region, die nach Angaben des Verbandes teils erheblich zerstört wurden. Schlimmer noch als um sie steht es allerdings um Dutzende historischer Wohnhäuser, die nicht nur die architektonische Identität der Stadt geprägt haben, sondern auch den Jazz. *DW*



Tempel des Jazz: Mitteln in New Orleans trotz der Naturgewalten

Cecilia Bartoli: Diva mit pädagogischem Eros

Fortsetzung von Seite 27

verbotenen Früchte sind bekanntlich die süßesten. Um so besser, wenn man sie zu ersetzen weiß.

Die kunstsinnsigen Kardinäle, allen voran Ottoboni und Pamphili, schrieben deshalb Oratorien-Libretti und ließen sie vertonen. Tonsetzerisches Talent durfte schließlich nicht verschwendet werden. So war man schon während der Fastenzeit verfahren, und nun gab es eben das ganze Jahr über als Oratorien maskierte Opern. Ohne deren festes Regelwerk waren sie zudem ein harmonisches und dramatisches Experimentierfeld für die Komponisten. Und die Kasstraten, die nicht nur der Klerus viel aufregender fand als die ebenfalls vom Papst aus der Oper ausgeschlossenen Frauen, die hatten auch hier reichlich zu tun. Eine sinnesfrohe Zeit suchte sich im Moralkodex Nischen und Ritzten, genöß feiner und raffinierter. Niemand wurde mehr und schöneres nacktes Fleisch auf Heiligenbildern gemalt als im barocken Rom.

Rom, Händel, Verbotenes, Kasstraten – perfektes Material für die Bartoli und ihre technische Wunderkerle sowie ihre nach wie vor perfekt die Freude am Singen kommunizierende Persönlichkeit. Nur

ein Coverfoto war noch aufzutreiben. Und weil die Bartoli auf die Parallele stieß, daß der Vatikan – wieder gegen seine Kardinäle – 1960 den Fellini-Film „La dolce vita“ verbieten lassen wollte, sprang sie für den CD-Titel als Anita Ekberg II. in den Trevi-Brunnen.

Wirklich? „Das überlasse ich Ihrer Imagination.“

Dem musikliebenden Benedikt XVI. will sie jedenfalls die CD zumachen lassen. „Wer weiß, vielleicht gibt es dann im Vatikan ein Konzert mit den vom Vatikan verbotenen Opern?“

Auch zum Mozart-Jahr leistet Cecilia Bartoli natürlich ihren Konzert-Tribut. Erst über den Umweg der Barockmusik auf historischen Instrumenten habe sie den wirklich zu singen und zu interpretieren gelernt, sagt sie. Monteverdi und Strozzi stehen als weiserer Rückschritt auf ihrer Wunschliste. Und dann endlich wieder Belcanto und Rossini, „der beste Stimmlehrer überhaupt“. Mit Juan Diego Floréz will sie endlich etwas machen, versprochen. Und wenn sie frei hat, dann nutzt sie ein anderes römisches *period instrument*: ihren frisch chromblitzenden Fiat Cinquecento, „der ist sogar älter als ich“.

VON WIELAND FREUND

U-Boote im Canale Grande, Raketenabschlußrampen auf dem Petersplatz, und vom Olymp erhebt sich eine Pershing 2. „Besuchen Sie Europa, solange es noch steht“, lautete in friedensbewegten Zeiten der Refrain, und die Band, die ihn sang, Geier Sturzflug, war so fixiert auf den Atompilz, daß sie die Flechten der Globalisierung nicht sah. Dabei arbeitet jener „Koch aus Übersee“, der im Song die „alte Welt flambiert“, heute wahrscheinlich bei McDonald's. Angeblich übrigens hatten sich Geier Sturzflug vom Slogan eines amerikanischen Touristikunternehmens inspirieren lassen, das so für seine Europareisen warb. Und die Logik dahinter? Der Dodo wurde ja auch erst zu einem Sehnsuchtsvogel, nachdem er ausgestorben war.

Was insofern zur Sache tut, als derzeit ein paar besonders fette Dodos über die amerikanischen Bestsellerlisten hüpfen. Es war Dan Brown, der das Potential des Sehnsuchtsorts Europa erkannte und in seinen Romanen „Sakrileg“ oder „Illuminati“ seine flachen Charaktere auf die Hügel Roms und in die Keller des Louvre schickte, und es war eine noch völlig unbekannt Autorin namens Elizabeth Kostova, die Browns „Da Vinci Code“ (wie „Sakrileg“ in der anglo-amerikanischen Fassung heißt) in der 118. Woche seiner Regentschaft vom Thron des Mystery-Thrillers stürzte. Der amerikanische Buchmarkt ist seitdem ganz aufgeregt: Weil die Wirtschaftsthiller eines John Grisham und die Wissenschaftsthiller eines Michael Crichton nicht mehr ganz so funktionieren wie gewohnt, braucht man dringend neue Namen.

Jetzt ruhen die Hoffnungen auf Frau Kostova. In einer viel beachteten Auktion ging ihr in vieljähriger Arbeit entstandener Debütroman „Der Historiker“ für zwei Millionen Dollar an Little, Brown, und am 3. Juli war die Spitze der „New York Times“-Bestsellerliste erreicht. Jetzt ist das Buch auch auf deutsch erschienen, und wir dürfen prüfen, welcher Koch hier was flambiert. Kostovas Rezept: Besuchen Sie Europa, so wie es einmal war.

Der selbstbewußte Europäer allerdings hat an Kostavas Speise erst mal schwer zu schlucken. Dan Browns Leonardo ging runter wie Öl, aber daß Kostova ausgerechnet den Grafen Dracula als europäischen Fremdenführer engagiert, riecht schon fast nach Schierlingsbecher. Und doch ist es so: Die Autorin hat Chuzpe genug, eine vermeintlich völlig verbrauchte, von Bram Stoker verkitschte und vom Kino durchgenudelte Figur wiederzubeleben.

Aber Geschichtsfixierung und Geschichtsvergessenheit gehen Hand in Hand und machen es möglich: In den Strukturen des Mystery-Thrillers à la Brown erlebt Dracula sein strahlendes Comeback. Das Unbehagen in der Unkultur muß groß sein, so groß, daß sogar Vlad der Pfähler als Repräsentant

Frisches Blut dank Dracula

Ein amerikanischer Bestseller schöpft das Potential des Sehnsuchtsorts Europa aus



Um Vlad III., Herrscher der Walachei mit den Beinamen Dracula oder Tepes, dreht sich Elizabeth Kostovas Debütroman „Der Historiker“ *FOTO: PA/AGK*

Draculas Vorbild

Vlad III. wurde 1431 als Sohn des Fürsten Vlad II., Herrschers der (südrumänischen) Walachei geboren. Seine Zunamen Dracula (kleiner Drache, Teufelchen) und „Tepes“ (Pfähler) erwarb er sich, nachdem sein Vater vom Ungarnkönig hingerichtet worden war. Bis zu seinem gewaltsamen Tod 1477 erkämpfte er sich dreimal für insgesamt elf Jahre die Herrschaft über sein Land, 18 Jahre verbrach-

te er in Verliesen seiner Widersacher, des osmanischen Sultans und des Ungarnkönigs. Gegenüber seinen Gegnern, nicht zuletzt den Siebenbürger Kaufleuten, pflegte er den Ruf außerordentlicher Brutalität, scheute sich auch nicht, türkische Gesandte niederzumachen. Weil er einmal eine Strafexpedition schlagen konnte, gilt er rumänischen Nationalisten wie dem Diktator Nicolae Ceausescu als Held.

einer Kulturlandschaft gelten kann.

Und um die geht es zuallererst. Kostova ist kein Bihefen auf Horror aus, nicht mehr als eine „Tasse Blut“ will sie verschütten. Zwar huschen immer mal wieder Wölfe, Spinnen, dunkle Gestalten durchs Bild (was tatsächlich sehr wirkungsvoll ist), vor allen Dingen aber geht es um Bibliotheken, Bars und Baudenkmalere. Kostova inszeniert eine Bildungsreise, und zuweilen kommen einem ihre Figuren vor wie eifrig posierende Touristen.

Man sieht sie vor der Hagia Sophia des alten Konstantinopel, vor frühneuzeitlichen Kaufmannshäusern in Amsterdam oder mittelalterlichen Klöstern in Frankreich, man sieht sie in den Innenhöfen ehrwürdiger Oxford-Colleges oder vor dem Burgberg von Buda. Und je weiter nach Osten die Reise geht, desto „authentischer“ wird es, ganz so, als hätte der Eisener Vohang das alte Europa konserviert. Es ist einer der unauffälligeren Tricks der Autorin, der Gegenwart nur bis ins Jahr 1972 auf den Leib zu rücken. Kapitalismusforscher lassen die McDonaldisierung üblicherweise anno '74 beginnen.

Und der Graf selbst? Ist seinen falschen Titel, seine romantische Ader, die viktorianischen Kulissen Transylvaniens los. Kostovas Bezüge auf Stoker sind allenfalls ironischer Natur, sie interessiert sich allein für Vlad III. Dracula, geboren 1431 in Schäßburg und gemordet 1477 wohl in Snagov, dreimaliger Woiwode, das heißt Fürst der Walachei. Die Quellenlage ist nicht besonders, Kostova aber kennt sie recht genau. Sie phantasiert über Vlags Geiselhaft in Istanbul und Budapest und schickt ihre ermittelnden Historiker (einen Professor, einen Diplomaten, eine aufgeweckte Schülerin) viel lieber in staubige Archive als in die windumtosten Adlerhorste der „gothic novel“. Dabei erzählt sie vom sadistischen Pfähler Vlad „Tepes“ ebenso wie vom erbitterten Krieger, der seine „Kultur“ mit wechselnden Verbündeten entschlossen gegen die Osmanen verteidigt. Das mag, denkt man ein bißchen um die Ecke, politisch nicht ganz korrekt sein, historisch immerhin entspricht es den Tatsachen.

Als die Besiedlung Amerikas begann übrigens, trieb der Puritaner Cotton Mathers die Idee der „translatio studii“, die Überzeugung, daß die Kultur von Ost nach West wandere, so weit, daß er behauptete, die Sonne würde im Westen aufgehen. Ein paar hundert Jahre später nun schaut man wenigstens von Amerikas Bestsellerlisten aus wieder nach Osten, in der Hoffnung vielleicht, dort möchten die Städte auf den Hügel noch nicht ganz so grell leuchten. „Ich sehnte mich“, so steht es bei Kostova, „nach jenen anderen Orten, jenen sonderbaren alten Orten, die ich nie gesehen hatte.“

Elizabeth Kostova: *Der Historiker. Aus dem Englischen von Werner Löcher-Lawrence. Bloomsbury Berlin. 826 S., 28 Euro.*

Boxer, Gattinnen und Aliens von Werner Herzog in Venedig

VON PETER ZANDER

Ring frei für eine der merkwürdigsten Cine-Duelle auf den Filmfestspielen in Venedig. Zu unserer Linken: „Cinderella Man“. Zu unserer Rechten: „Gabrielle“. Zwei Filme, die in unterschiedlichen Gewichtsklassen spielen. Ron Howards überlanges, überaufwendiges Hollywoodstück außer Konkurrenz, Patrice Chéreau konzentriertes, gerade mal 90minütiges Kammerstück im Wettbewerb. Der eine, ein Sportfilm, will mit dem Boxer Jim Braddock (Russell Crowe) die Große Depression überwinden.

la Biennale



di Venezia

Ganz anders Chéreaus Adaption eines Joseph-Conrad-Stoffes, ganz ins Französische, Proutsche inszeniert. Ein Mann (Pascal Greggory) fühlt sich siegessüchtig, bis er einen Abschiedsbrief seiner Frau vorfindet. Was sich hier entspinnt, ist ein Feuerwerk der Emotionen, in dem alle Nebenfiguren, die Bediensteten und die Salongäste, nur erschreckte Zuschauer sein dürfen – wie wir selber.

Russell Crowe gegen Isabelle Huppert: ein ungleicher Kampf. Und doch ein Duell wie Merkel gegen Schröder. Denn im Grunde ringen sie um dasselbe: um den Grundkern der Gesellschaft, die Familie. Die wird in Howards Drama bis zur Unerträglichkeit glorifiziert. Madame Huppert stellt, ja schreit dies als einzige Lüge heraus. Der Gatte bei Chéreau: er läuft davon und wird nie wieder gesehen. Punktsieg für Madame.

Und dann, noch einmal, Deutschland. Es hat sich mit Grönings Dokumentation „Die große Stille“ schon reichlich esoterisch dargestellt. Und in Terry Gilliams Hollywood-Monstrum „The Brothers Grimm“ wurde die deutsche Kultur zu einem bizarren Quilt aus Fachwerkhäuschen, Wurst und Mummenschanz vernäht. Nun aber, gänzlich abgehoben, Werner Herzog: In „The Wild Blue Yonder“ zeigt er, daß es doch MiBs gibt. Wenn schon keine Men in Black, so doch in Blue, Aliens jedenfalls, mit dem Gesicht von Brad Dourif, der wie ein später Klaus Kinski wahn-sinnig die Augen rollt.

Seine Galaxie ist verloren, die unsere aber auch. Und diese Fiktion, die in einer Wüste spielt, wo mal die Stadt Washington gewesen sein soll, wird gekreuzt mit Dokumentarfilm von Raumfahrern im All auf der Suche nach neuem Lebensraum. Ein makabres, freches Moku-kumentary, undurchschaubar durchgekallt und doch unvorstellbar frech auf die Ausbeutung unserer Welt anspielend. Nach Katrina über New Orleans wirkt der Film wie ein bissiger Kommentar.

Am Ende bedankt sich Werner Herzog bei der Nasa für deren Poesie. Gestern, am Tag der Vorführung, wurde der Regisseur 63 Jahre alt. Die Erde ist da, laut seiner „Science Fiction Fantasy“, schon 820 Jahre älter geworden.

Testfall für das Stehvermögen

Aus internationalen Zeitschriften: George W. Bushs politische Fehler und flammende Reden in holprigem Französisch

The New Yorker, 12. September In mehreren Beiträgen beschäftigt sich der „New Yorker“ mit den Folgen des Hurrikans Katrina in New Orleans. Ebenso hart wie deutlich geht David Remnick mit George W. Bush und seiner Antwort auf die Katastrophe ins Gericht: „Während des Präsidentschaftswahlkampfes 2002 erklärte George W. Bush seinem Gegner Al Gore, Naturkatastrophen seien ein ‚Testfall für das Stehvermögen‘. Bush hatte seinen Vater nach einem Hurrikan in Südflorida wanken sehen. Aber jetzt hat er es noch weitaus schlechter gemacht. Fünf Tage lang, von der Ankunft des Hurrikans an der Golfküste am vergangenen Montagmorgen bis zu Bushs verspäteten Besuch der Region am Freitag, wurde das Stehvermögen des Präsidenten auf die Probe gestellt – und er hat in fast jeder Hinsicht versagt.“

Le Nouvel Observateur, 5. September Der französische Islamforscher Gilles Kepel hat gemeinsam mit Studenten des Institut d'Etudes Politiques in Paris erstmals Schriften von vier führenden Ideologen des Dschihad übersetzt und kommentiert. Unter der Überschrift „Was Al-Qaida wirklich meint“ gibt Kepel einen Über-

blick. So bescheinigt er den Texten eine „un glaublichen Arabozentrismus“. Das ist einer der Widersprüche von Al-Qaida: Ständig werden Arabisch-Sein und Islamist-Sein durcheinander gebracht. „Außerdem zeichneten sie sich durch ‚große geistige Armut‘ aus. ‚Wir sind weit entfernt von den Klassikern des mystischen Islam. Diese Schriften richten sich hauptsächlich an Jugendliche. Tatsächlich betonen sie vor allem, daß kein Muslim die Erlaubnis eines Übergeordneten, etwa der Eltern oder von Führern, braucht, um in den Dschihad zu ziehen.“

Polytika, 5. September „Was bleibt uns, 25 Jahre danach, von der ‚Solidarnosc‘?“, fragt im Anschluß an die Jubiläumsfeier der Publizist Jacek Zakowski. „Als ich 22 war, fühlte ich mich als Rädchen in einer Maschine, die die Welt verändert. Wir waren nicht nur eine Hoffnung der Polen, sondern auch Europas und vielleicht sogar der Welt. Was für ein fantastisches Gefühl.“ Und heute, so scheint es Zakowski, will die „Generation JPPII“ nichts mehr von der Generation Solidarnosc wissen. Sie lehnt die von ihr gegründete Dritte Republik und auch ihre historischen Kompromisse

mit den Kommunisten ab. „Sie haben unsere Revolution verpaßt, jetzt müssen sie ihre eigene machen“, nimmt es Zakowski gelassen und erkennt darin sogar Anzeichen dafür, „daß der Geist des sozialen Widerstands in Polen wieder aufblüht. Gott sei Dank. Und dem schönen Mythos der Solidarnosc sei Dank.“

Magyar Hirlap, 31. August Der Schriftsteller György Konrad erinnert sich an die Gründung der Solidarnosc, die er in Polen persönlich erlebte: „Die Menschen waren plötzlich irgendwie schöner, überall gut gekleidete, sorgfältig geschminkte, schlankere Frauen und Männer mit einer schmalen, aber höheren Stirn. Ich folgte daraus, daß Freiheit schön macht, besonders dann, wenn man in den Geschäften nur Gurkenkonserven und türkische Teedosen bekommt. Zwei Freunde waren unter den Begründern besonders wichtig: der vor kurzem verstorbene Jacek Kuron (Zigarette, Wodka, breite Schultern, Jeanshemd, kräftige Stimme, starke Ausstrahlung) und Adam Michnik, der mir in seinem holprigen Französisch, mit seiner flammenden, wenn auch immer wieder ins Stottern geraten-

den Rede, seinen ausdrucksvollen Grimassen und seinem großartigen Lachen immer alles sagen konnte, was wichtig war.“

The Guardian, 3. September Gerade ist Zadie Smith' neuer Roman „On Beauty“ erschienen. Aida Edemariam gräbt in ihrem Porträt von Zadie Smith einen Text aus, in dem diese erklärt, was Berufene wie sie in ihrer Jugend machen. „Wenn es draußen sonnig war, blieb ich drinnen; wenn es ein Grillfest gab, war ich in der Bibliothek; während der Rest meiner Generation das gemeinsame Erlebnis von Ecstasy genöß, war ich in Marihuana eingeschlossen, die Droge der Einsamen. Ich habe unverblümt Nachahmungen produziert: Agatha-Christie-Geschichten, Wodehouse-Vignetten, Plath-Gedichte, alle von ihren mutmaßlichen Autoren unterzeichnet und in einer Schublade abgelegt. Ich habe meinen letzten freien Sommer vor dem College lesend zugebracht: Journal of the Plague Year, Middlemarch und das Alte Testament. Als ich ins College kam, war ich noch nie im Ausland gewesen, habe keine Jobs gemacht, war in keiner politischen Gruppierung aktiv, hatte noch nichts mit Jungs ... kurz und gut, ich war perfekt ausgestattet, um die Prosa zu schreiben, die ich damals schrieb.“

L'Espresso, 3. September Ararat City oder doch Yassin City: Noch ist nicht entschieden, wie Gaza einmal genannt werden wird, wie überhaupt noch wenig entschieden ist über diesen Prototypen eines palästinensischen Staates, schreibt Barbara Schiavulli in ihrer Reportage. „Das heutige Gaza ist vor allem eine Reihe von Möglichkeiten: eine touristische Hochburg am Mittelmeer, mit Hotels, Restaurants, Geschäften, einem Hafen bis hin zu einem Vergnügungspark am Strand. Im Inneren Industrien, Gewächshäuser, ein Flughafen und viele, viele Häuser für Personen, die ihre Flüchtlingscamps im Ausland verlassen wollen oder Einwohner des Gaza-Streifens, die ihre jahrzehntelang überfüllten Quartiere wechseln wollen. In den Träumen gibt es Arbeit für alle, eine florierende Wirtschaft und eine stabile Regierung. Die andere Variante ist die Zelle Gaza, umgewandelt in einen Käfig, in dem die Frustration Terror gebiert. Eine Basis der Hamas, ein sicheres Versteck für die Leute Bin Ladens.“

Zusammengestellt von perlen-taucher.de. Die komplette Magazinschau finden Sie unter www.welt.de/magazin-rundschau